



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Der deutsche Dualismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein Amt. Er starb 1673, 74 Jahr alt, nachdem er 47 Jahr ein Leben geführt hatte, dem man das Prädicat „friedlich“ nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernst der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Böyinger der erste Pfarrer. Er mußte in dem fürstlichen Jagdhaufe wohnen, welches Herzog Casimir am Walde sich für die Zeit der Auerhahnsbalz gebauet hatte. In dem Forsthaus nebenan hauste ein trotziger Förster, die Gegend war wild, wenig bewohnt und das Volk durch den Krieg und gefesztes Waldleben roh. Es scheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenschen nicht besonders willkommen war; besonders der Förster wurde sein heftiger Gegner, und verstoßen klagt der Pfarrer in lateinischen Distichen, die er in das Kirchenbuch schrieb, seinem Nachfolger das bittere Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich gewesen ist, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Verse auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben, alten, nunmehr seligen Amtsbruder“ die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Böyinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des Weitern zeugen kann.“ —

Der deutsche Dualismus.

Gothaisches geschichtliches Jahrbuch 1856. Der europäischen Chronik neue Folge. Im Verein mit mehreren Publicisten herausgegeben von Dr. Aurelio Buddeus. Mit 82 politischen Aktenstücken. — Gotha, Scheube. —

Unser Jahrhundert. Gallerie politischer und literarischer Persönlichkeiten, Biographien und Charakteristiken. 1. Bd. Stein, Fichte, Bruck. — Gotha, Scheube. —

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. — Zweiter Band 1. und 2. Abth. — Leipzig und Heidelberg, Winter. —

Grenzboten I. 1858.

Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte, von Prof. Ruzen.
In zwei Abtheilungen: der Tag von Kollin; der Tag von Leuthen. —
Breslau, Sirt.

Die Schlacht bei Leuthen. Eine Jubelschrift von Dr. Adolph Müller. —
Berlin, Fr. Schulze.

Wenn die Reaction fortwährend darüber klagt, daß sich der Liberalismus die deutsche Entwicklung ganz nach dem Maßstab englischer und französischer Verfassungsformen vorstellt und die Abweichung der deutschen Zustände außer Acht läßt, so ist dieser Vorwurf nicht ungegründet, aber die Schuld trifft hauptsächlich die deutschen Regierungen von 1815—48. Blättert man z. B. in der preußischen Staatszeitung bis 1847, so erstaunt man über das Geschick, mit welchem die parlamentarischen Verhandlungen von London und Paris, in zweiter Linie auch die von Madrid, Brüssel u. s. w. behandelt sind, während sich über Deutschland, einzelne dürftige Hofnotizen, Todesfälle u. s. w. abgerechnet, kein Wort darin vorfindet. Jene Debatten waren nicht in dem Sinn einer bestimmten Partei, etwa im Sinn des preußischen Absolutismus redigirt, sondern ganz objectiv; man konnte sich aus ihnen viel vollständiger über die Ansichten und Grundsätze der leitenden Persönlichkeiten in jenen Ländern unterrichten, als aus irgend einer französischen Zeitung. Die natürliche Folge war, daß sich das gesammte Publicum im hohen Grade für Guizot, Thiers, Odilon Barrot, für Peel, Russell, Palmerston interessirte, während es von den Staatsmännern, auf welche bei Preußens Zukunft zu rechnen war, nicht einmal die Namen wußte. Zwar brachten die liberalen Blätter Süddeutschlands einige Notizen von den Kammerverhandlungen der kleinen deutschen Staaten, aber diese beschränkten sich entweder auf Localfragen, für die man anderwärts kein Verständniß erwarten durfte, oder sie waren nur ein schwacher Abklatsch von dem großen Schauspiel, welches in London und Paris aufgeführt wurde. Die politische Beschäftigung muß entweder von einem bestimmten realen Interesse ausgehn, oder sie muß die Phantasie anregen, und für das Letztere sorgten die Leiter in England und Frankreich und ihre Verbündete, die preußische Staatszeitung, in hinreichendem Maß. Als nun bei dem Antritt des jetzt regierenden Königs der Presse eine freiere Bewegung verstattet wurde, als die alt ehrwürdigen Institute Berlins die Budenfrage an der Schloßfreiheit und Probleme von ähnlicher Tragweite behandelten, ließen sich die Provinzialblätter, welche nun die Führung der Opposition übernahmen, die Lehren der Staatszeitung wohl gesagt sein: sie behandelten die deutschen Zustände nach den Gesichtspunkten der französischen Parlamentsredner. Es machte zuweilen einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn Stichwörter, die für Deutschland gar keinen Sinn hatten, und abstracte Bezeichnungen, denen die entsprechenden

Thatsachen fehlten, ohne Weiteres der neuen Politik zu Grunde gelegt wurden. Als man in Berlin einen Localverein zur Hebung der nothleidenden Classen gründete, schien das Exercitium in den parlamentarischen Formen der Hauptzweck zu sein: auch hier hatte man eine äußerste Rechte und äußerste Linke, ein rechtes und linkes Centrum und einen Tiers-Parti; es regnete von Amendements, Interpellationen, Präsidentenwahlen u. d. g., und man konnte schon damals wahrnehmen, daß es uns erforderlichen Falls an „ehrenwerthen“ Rednern nicht fehlen würde. Nun kam die große Ueberraschung des vereinigten Landtags, dessen Verhandlungen die Staatszeitung neben den englischen und französischen ausführlich mittheilte. Es hätte sich daraus eine sehr gedeihliche Entwicklung der politischen Gewohnheiten herleiten lassen, wenn nicht die Regierung geflissentlich das Ansehen dieser höchst loyalen Versammlung, die sie doch selber ins Leben gerufen, untergraben hätte. Wenn man auch rechts und links an die fleißige Lectüre der preussischen Staatszeitung d. h. der französischen Redensarten erinnert wurde, so waren die Mitglieder dieser Versammlung doch durchweg Männer, die innerhalb des Staats ein bestimmtes Interesse zu vertreten hatten, und jeder in seinem Kreise vollständig wußten, um was es sich handelte. Richtete das Publicum zunächst, wie es sich von selbst versteht, seine Aufmerksamkeit auf die sogenannten allgemeinen Fragen, so hätte es sich mit der Zeit daran gewöhnt, auch die Wichtigkeit der Specialitäten zu begreifen, der landwirthschaftlichen, gewerblichen Verhältnisse u. s. w. Die Unruhen von 1848 leiteten die öffentliche Meinung wieder in die entgegengesetzte Richtung, und die abstracte Politik, das einseitige Parteiinteresse dominirte für mehre Jahre die öffentlichen Verhandlungen. Wenn sich jetzt in dieser Beziehung eine gründliche Reaction wahrnehmbar macht, so verdankt man das zum Theil dem so viel geschmähten Materialismus. Die Noth hat die Menschen dahin gebracht, sich um den concreten Inhalt der Zustände zu kümmern, und ohne deshalb die Formfragen bei Seite zu setzen, die Politik wieder auf ihre eigentliche Basis zu beziehen, auf die Volkswirthschaft, das Recht u. s. w. Wenn daher die Kammerverhandlungen und die Zeitungen gegenwärtig einen viel weniger brillanten Eindruck machen als 1848, ja als 1842 und 1843, so ist das nur ein scheinbarer Rückschritt. Denn früher handelte es sich nur um allgemeine Wünsche, und die Parteien schienen sich einander zuzurufen: fürchte dich, damit ich mich nicht fürchte! jetzt dagegen kämpft Einsicht gegen Einsicht, und die Bürokratie, die früher den Liberalismus als eine jugendliche Schwärmerei bemitleidete, hat jetzt alle Kräfte aufzubieten, um in den materiellen Fragen den vollwichtigen Gründen der Presse und der parlamentarischen Opposition zu begegnen. Durch diese gründlichere Einsicht in die heimischen Zustände lernt man auch das Ausland richtiger würdigen, und während früher die Leser der Staatszeitung nur die Außenseite des Parlamentarismus

gewahr wurden, bemüht sich jetzt jedes der neuen Blätter, seinen Leser hinter die Couliſſen einzuführen.

Bei der flüchtigen Lectüre der Zeitungen bemerkt man häufig nicht, mit was für ernsthaften Fragen man sich beschäftigt hat; zudem wird der Zusammenhang oft unterbrochen, und die Erinnerung reicht nicht aus, alles das zu ergänzen, was die Zeitung doch nicht beständig wiederholen kann. Eine Sammlung, wie die europäische Chronik, d. h. eine verständlich geordnete und durch spätere Erfahrung berichtigte Wiederholung des politischen Materials ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Der Plan des Verfassers ist durchweg zu billigen, er gibt die Thatſachen in der Umständlichkeit, die nothwendig ist, um ein wirkliches Interesse zu erregen, druckt die hauptsächlichsten Actenstücke vollständig ab, und stellt zur Bequemlichkeit des Lesers die erläuternden Notizen, die man sonst mühsam aus statistischen und andern Handbüchern auffuchen mußte, an der Spitze jedes Capitels zusammen. Wenn er sich in seinen Gesinnungen zu der Partei hält, welche auch in unsern Blättern vertreten wird, so bemüht er sich doch, jede Parteilichkeit zu entfernen, und nur die Thatſachen reden zu lassen; ja er geht in seiner Objectivität in einer Beziehung zu weit. Er theilt nämlich bei allen bedeutenden Ereignissen, auch wenn später durch urkundliche Mittheilungen die Sache völlig aufgeklärt ist, die früheren Ansichten und Conjecturen der verschiedenen Zeitungen mit, weil sie nach seiner Ansicht als Stimmen der Zeit Beachtung verdienen. Wir glauben, daß er diese Sorgfalt übertreibt. Die Zeitung ist verpflichtet, täglich ihren Lesern mitzutheilen, was sie selber weiß, aber nur in außergewöhnlichen Fällen wird es von Interesse sein, zu erfahren, in wie weit sie darin geirrt oder das Richtige getroffen hat. In den Fortsetzungen des Jahrbuchs wird der Verfasser durch ein beschränkteres Eingehn auf diese Ephemeren hoffentlich einen größeren Raum gewinnen.

Wenn man den Inhalt dieser Chronik erwägt, so tritt wol für jeden Unbefangenen die Ueberzeugung hervor, daß für die nächste Zeit an eine größere Action nicht zu denken ist. Die gewaltigsten Mächte Europas haben in der orientalischen Frage ihre Kräfte aneinander gemessen, ohne zu einem erheblichen Resultat zu gelangen; jede ist wachsam auf die andere, und wenn die Diplomaten geschäftig sind, neue Combinationen und Bündnisse zu Stande zu bringen, so läßt sich doch ohne große Prophetengabe annehmen, daß diese im Augenblicke, wo es zur Action kommen soll, an dem stillschweigenden Widerstand aller übrigen Staaten scheitern werden. Aber diese politische Muße ist grade die rechte Zeit, die Gesinnung der Menge für eine zukünftige Entwicklung zu bearbeiten. Bei dem factischen Dualismus, der in Deutschland herrscht, liegt die Kernfrage aller allgemeinen Politik darin, ob der Schwerpunkt der Entwicklung nach Oestreich oder nach Preußen fällt.

Wir haben seit Jahren die letztere Ansicht vertreten, wundern uns aber nicht, wenn bei dem unverkennbaren Aufschwung Oestreichs und der geschickten Taktik seiner Regierung auch die entgegengesetzte im Publicum Raum gewinnt. Es läßt sich von dem neuen Oestreich sehr viel Gutes sagen und wir nahmen daher unser Jahrhundert, welches augenscheinlich im Sinn der östreichischen Propaganda redigirt ist, wenn es auch im Programm heißt: „von der Einseitigkeit der Parteirichtungen, welche in der jüngsten Vergangenheit wurzeln, wird man sich frei zu erhalten bemüht sein“ mit einigem Interesse zur Hand. „Die Gesellschaft, die sich zu diesem Unternehmen verbunden hat, und sich des aufrichtigen Bestrebens bewußt ist, ihrer Nation dadurch einen Dienst zu leisten, dürfte sich, auch was literarische Befähigung und Ruf betrifft, nicht scheuen, Namen zu nennen; sie hat aus Gründen, die vielleicht errathen werden, beschlossen, daß die Nation einzig und allein von der Einsicht in den Inhalt der ersten Hefte ihre Theilnahme abhängig machen solle.“ Indes gleich nach den ersten Seiten wird man enttäuscht. Die zehn bis zwölf Redensarten, welche darin vorkommen, sind die zehnte oder zwölfte Auflage der zehn bis zwölf Redensarten, in denen sich der bekannte Schriftsteller Diezel bewegt. Zwar wird man in sofern wieder irre, als das Vocabularium der Schimpfwörter dies Mal in mäßiger Anwendung gebracht ist, aber vielleicht hat die Redaction etwas gestrichen, und jedenfalls, wenn der Biograph Steins nicht Diezel selbst ist, so muß er einen Doppelgänger haben. Was aber Diezel über das Verhältniß Oestreichs zu Preußen denkt, ist bereits bekannt. Preußen ist ein Territorialstaat, dessen Wesen darin liegt, sich nie zu einer großstaatlischen Politik erheben zu können. Wenn das mitunter doch zu geschehen scheint, so ist das nur eine Anomalie. Preußens Wesen besteht darin, seine Besonderheit vermittelt des Auslandes zu erhalten (S. 18). Preußen verdankt seine Stellung in Deutschland nur dem Einfluß des Auslandes (S. 18: das nur hat der Verfasser selbst unterstrichen); Preußen verdankt Frankreich gradezu seine Großmachtstellung (S. 8). Es ist nicht nöthig, von diesen Hanswurstaaden noch mehr mitzutheilen. Wie schön steht dagegen Oestreich ab! es hat die deutsche Kaiserkrone mit so viel Ehre, als ihm die Zustände des Reichs irgend gestattet, getragen (S. 3); es hat zwar im siebenjährigen Krieg das gesammte Ausland, namentlich Rußland und Frankreich gegen Preußen gewaffnet; aber das war ganz in der Ordnung u. s. w. Nebenbei werden der deutschen Aristokratie ziemlich erhebliche Complimente gemacht. Die Verbindung Steins mit dem preußischen Staat wird „eine unglückliche Ehe“ genannt, und dieser interessante Einfall wird mehrmals wiederholt. — Ein Anderer, der sich L. N. unterzeichnet, beschreibt Fichtes Leben in derselben Art, wie es schon mehrmals geschehen ist, die eigenthümliche Tendenz ist nur, nachzuweisen, daß Fichte nicht den Schwer-

punkt der deutschen Entwicklung in Preußen gefunden habe. Die Beweisführung S. 115 ist ungewöhnlich. „Fichte sagt in seinen Gesprächen über Patriotismus: der in Preußen lebende Deutsche könne nichts Anderes wollen, als daß, zunächst in dieser Staatseinheit, der deutsche Nationalcharakter hervortrete und von da sich über die übrigen deutschen Stämme verbreite.“ „Nur einmal in einer Stelle des Entwurfs zu einer politischen Schrift vom Frühjahr 1813, hat Fichte etwas wie den „deutschen Beruf Preußens“ im Auge. Die Frage behandelnd, welcher von beiden deutschen Großstaaten geeigneter sei für ein deutsches Kaiserthum, räumt er Preußen den Vorzug ein, weil es nicht wie Oestreich außerdeutsche Interessen zu verfechten habe. Der Geist seiner bisherigen Geschichte, setzt er hinzu, zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche, nur so kann es forteristiren, sonst geht es zu Grunde.“ — Damit ist natürlich bewiesen, daß Fichte den Schwerpunkt deutscher Entwicklung nicht in Preußen findet; um so mehr da er hinzusetzt, daß diejenige Partei, die auf Absonderung Preußens von Deutschland dränge, gegen den preussischen Geist handele. — Offener geht der dritte Mitarbeiter zu Werk, der sich N. unterzeichnet, und das Leben des Ministers Bruck beschreibt. Oestreich ist unter allen deutschen Staaten der einzige, der nicht durch Auslehnung gegen Kaiser und Reich entstanden ist; „aber die Consequenzen dieser Abnormität kamen eben nur bei Preußen, diesem ganz bürgerlich durch Kauf entstandenen, auf seiner naturwüchsigem Stammgrundlage fußenden, durch seine ganze Stellung zu ehrgeizigen Plänen besonders berufenen Staate mit seiner vorwiegend protestantischen und verständigkritischen Bevölkerung zur Reife und Ausbildung.“ Wie gemein sieht doch dieser bürgerliche Ursprung Preußens aus, da das aristokratische Oestreich sich durch Heirathen vermehrt hat.

Bella gerant alii, tu felix Austria, nube!

In Folge dieses verschiedenen Ursprungs hat Preußen stets zwischen Liberalismus und Reaction geschwankt, „während man in Oestreich in der Abwehr der freiheitlichen Elemente sich immer getreu blieb.“ (S. 125) 1849 ist für Oestreich die Periode der Umkehr, „nicht zwar in dem Sinn einer Angliederung, wie man ihn bei Preußen vorfand, wol aber in dem, künftig hin für Deutschland zu werden, was es immer hätte sein sollen: als erster deutscher Großstaat auch erster Vertreter der deutschen Nationalinteressen, Deutschland Stärke gebend und von Deutschland Stärke erhaltend.“ Ja wol! Die Pacifizirung Hessen-Kassels und Schleswig-Holsteins waren der Anfang. — Nun werden die bruckschen Denkschriften über die deutsche Handelseinigung paraphrasirt, mit dem Refrain: „man wird bekennen, mit einer Organisation, wie die hier in Aussicht genomene, wäre ungefähr dasjenige gegeben, was vom nationalen Gesichtspunkt für das Gedeihen unserer Volks-

wirtschaft wünschenswerth und zugleich unerlässlich ist.“ Der Anschluß Belgiens, Hollands, Dänemarks, Italiens an diesen volkswirtschaftlichen Verein sollte zugleich „eine politische Föderation zwischen all diesen Ländern“ hervorbringen; damit wäre freilich das schleswig-holsteinische Problem gelöst! Mit der Zeit soll auch ein allgemeines Parlament daraus hervorgehn, an dem sich Ungarn, Serben und Kroaten betheiligen (S. 164). Nun die charakteristische Stelle, S. 166: „Je härter der Widerspruch wird (zwischen Oestreich und Preußen), desto eher muß sich die Lösung herausarbeiten; vor allem wird sich die Nothwendigkeit, aus dem gegenwärtigen Verhältniß der deutschen Staaten, nach Beseitigung der thatsächlichen Hindernisse^{*)}, in ein bundesstaatliches überzugehen, täglich gebieterischer entwickeln, wenn auch Oestreich selbst jenen Theil des bruckischen Programms, welcher den Bundesstaat eigentlich schon voraussetzt, fürs Erste nicht weiter betonen und an dem Niederfallen der Zollschranken sich genügen lassen sollte. Nur wird es sich dann gefallen lassen müssen, von Zeit zu Zeit an den Ausdruck (der bruckischen Denkschrift) erinnert zu werden, daß, wenn der deutsche Zollverein nicht auch zum politischen wird, die Zermühlung der gesellschaftlichen Zustände fortauern werde, und ebenso, daß heute, „wo alle Völker nach gründlicher Verbesserung ihrer politischen und socialen Zustände streben, jeder versäumte Tag ein unwiederbringlicher Verlust ist u. s. w.“

Die Hauptsache wäre, zu erfahren, wer diese Anträge stellt? Wer sind die Herren L. N., N. u. s. w.? Es wäre nicht unwichtig, darüber Auskunft zu erhalten. Dem preußischen Staat kann es sehr gleichgültig sein, wenn obscure Scribenten ihn beschuldigen, er verdanke seine Großmachtstellung französischem Einfluß; aber der österreichischen Regierung muß daran liegen, daß man nicht etwa den Verdacht erregt, sie habe dabei die Hände im Spiel. Beide Staaten, Oestreich und Preußen, verfolgen mit unablässigem Eifer ein ernstes, historisch berechtigtes Ziel des Ehrgeizes, und da diese miteinander collidiren, so wird es vielleicht noch einmal zu einem Zusammenstoß kommen; die Weltgeschichte wird entscheiden, wessen Recht das tiefer begründete war. Aber beide Staaten stehn zu hoch, um in diesem Kampf ein Mittel anzuwenden, das nur Ohnmächtigen ziemt, das Mittel der Schmähung. Um so weniger ist jetzt der geeignete Zeitpunkt, da für die nächste Periode die ehrgeizigen Entwürfe des einen wie des andern Staats nicht die geringste Aussicht haben sich zu erfüllen; weder wird Preußen die norddeutsche Union zu Stande bringen, noch Oestreich den mitteleuropäischen Staatenbund. Beide haben jetzt eine sehr bestimmt vorgezeichnete Aufgabe, die deutsche Ehre in dem Punkt zu wahren, wo sie wirklich gefährdet ist, in Schleswig-Holstein. Nur das

^{*)} Doch wol der preußischen Armee?

einträchtige Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte kann in dieser Angelegenheit eine günstige Entscheidung vermitteln, und jeder Versuch diese Eintracht zu gefährden, verdient gebrandmarkt zu werden.

Was nun aber den Umstand betrifft, den auch die Mitarbeiter unsers Jahrhunderts widerwillig zugeben, daß die bei weitem größere Mehrzahl der Gebildeten sich allmählig die Ueberzeugung angeeignet hat, die deutsche Entwicklung falle mit der preussischen in der Hauptsache zusammen, so kann er nur völlig verstanden werden, wenn man die Gesinnung ernster Männer, die von einem lebhaften deutschen Vaterlandsgefühl erfüllt waren, und zu diesem Resultat kamen, ohne Preußen durch Geburt oder Stellung anzugehören, genetisch verfolgt. Am lehrreichsten sind solche Schriftsteller, die ursprünglich starke Antipathien zu bekämpfen hatten, wie z. B. Paul Pfizer, der als Schwabe dem preussischen Wesen am wenigsten befreundet war. Seit dem vorigen Jahr ist man wol allgemein überzeugt, daß unter den Trägern dieser Sache Friedrich von Gagern der hervorragendste Charakter war. Der zweite Band seiner Lebensbeschreibung, mit dem das Werk, da der dritte Band vorausgegangen war, abgeschlossen ist, wird den Unbefangenen in dieser Ueberzeugung bestärken. Zunächst greift wol jeder Leser nach dem 10. Capitel in welchem die vertrauten Briefe der Familie Gagern von der Rückkehr des Generals aus Ostindien bis zu seinem unglückseligen Tode mitgetheilt sind. Neue Thatfachen erfährt man nicht, aber man versinnlicht sich die Stimmungen und Motive der leitenden Persönlichkeiten. Es kostete Heinrich von Gagern einen schweren Kampf, die durch seine frühere historische und politische Bildung, zum Theil auch durch den Einfluß seines Bruders gewonnene Ueberzeugung, daß Preußen in dem neu zu bildenden Bundesstaat die Hegemonie übernehmen müsse, auch dann fest zu halten, als die furchtbare Erschütterung dieser Monarchie am 18. März allen frühern Voraussetzungen zu widersprechen schien. Und hier ist es wohlthuend und überzeugend, daß dem warmen und beweglichen Gefühl Heinrichs der entschlossene unerbittliche Verstand seines Bruders zur Seite trat, und daß beide unabhängig voneinander auf das nämliche Ziel zusteuerten; ja daß auch der Vater, der in seinem wechselvollen Leben den Einsturz so mancher Illusionen durchgemacht hatte, und dessen Sympathien ursprünglich nach einer andern Richtung gingen, im Wesentlichen ihnen beitrug. Die flüchtig hingeworfenen kleinen Briefe versinnlichen uns deutlicher die Gemüthsbewegungen, von denen dieser Bildungsproceß begleitet war, als die parlamentarischen Reden, die doch immer bis zu einem gewissen Grad zurecht gemacht waren. — Daß Heinrich von Gagern das unglückselige Ereigniß von Randern durch ausführliche Mittheilung aller Actenstücke noch einmal vor die Seele führt, mag man seiner brüderlichen Pietät zu Gute halten: sein Verlust war groß, aber der Verlust Deutschlands

war nicht kleiner. — Die übrigen Capitel enthalten die belgische Revolution 1830—31, die Sommertage und Winterquartiere in Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien 1831—39, den Dienst bei der niederländischen Cavalerie 1839—44 und die Sendung nach Ostindien 1844—47. Das Geschick Gagerns, durch kleine, scheinbar unbedeutende Federstriche einen Charakter und eine Situation scharf zu umreißen, ist aus den Tagebüchern des dritten Bandes bereits bekannt. Insofern sind diese sporadischen Mittheilungen auch für den künftigen Historiker von großer Wichtigkeit; fast ebenso wichtig als Rödgers Tagebücher für die Geschichte des Consulats. Daneben finden sich noch gehaltvolle Züge, die das schöne Bild der edlen und männlichen Persönlichkeit, das wir aus dem dritten Bande entnommen haben, erfreulich ergänzen; an dem Eindruck des Ganzen wird dadurch nichts verändert. Mit Erhebung, aber freilich auch mit Wehmuth über den unerseßlichen Verlust, legen wir das Buch aus der Hand.

Was ist es nun, das diesen echten Freund des deutschen Vaterlandes, der Preußen nichts verdankte, und dem das Berlinerthum gewiß ebenso zuwider war, als es jedem Gebildeten zuwider ist, was ist es, das seine Gleichgesinnten, das Philosophen, Historiker, Staatsmänner bestimmt hat, den Glauben an die Fortdauer Deutschlands an die Entwicklung des preußischen Staats zu knüpfen, obgleich dieser Staat es an Schwächen und Inconsequenzen zu keiner Zeit hat fehlen lassen? — Der Grund liegt freilich zum Theil in der äußern Nothwendigkeit. So viel geistige Einflüsse und Bewegungen dazu beitragen können, Deutschlands Wiedergeburt vorzubereiten, so weiß man doch sehr wohl, daß die letzte Entscheidung nur von demjenigen gegeben werden kann, der Eisen in die Wagschale zu werfen hat. Allein dieses Motiv der Berechnung würde der Phantasie keine Beschäftigung geben. Wenn man von Preußen spricht, so denkt man vielmehr stets an den Staat Friedrich des Großen.

Man versinnliche sich die unglückselige Periode des Glends und der Schmach seit dem dreißigjährigen Kriege, in der selbst die Hoffnung einer bessern Zukunft verloren schien. Der Erste, der den Deutschen wieder Selbstgefühl einflößte, war der Sieger bei Fehrbellin. Freilich sagt man von Friedrich dem Großen nicht mit Unrecht, er habe den preußischen Staat geschaffen, aber er konnte es doch nur, weil er das geeignete Material vorfand. Er war der Erbe des großen Kurfürsten. Daß das winzige Preußen sieben Jahre lang den gesammten Streitkräften Europas erfolgreich widerstehn konnte, hat freilich nur der Genius Friedrichs möglich gemacht. Aber daß diese Reihe von Siegen dem deutschen Nationalgefühl den Impuls gaben, sich ebenbürtig neben das Selbstgefühl der Briten und Franzosen zu stellen, dazu war noch ein anderer Umstand nöthig. Auch die Oestreicher haben reiche Lorbeern gepflückt.

Die Siege Eugens gegen die Türken und Franzosen, die Thaten Laudons und anderer österreichischer Feldherren im siebenjährigen Kriege reichen zwar nicht an die wunderbaren Erfolge Friedrichs, aber sie werden in den Jahrbüchern der Geschichte mit Ruhm genannt werden. Woher kam es denn, daß sie das Bewußtsein der Nation nicht erfüllten, wie die Siege bei Koblach, bei Zorn-dorf, ja der Sieg bei Leuthen?

Weil Friedrich so glücklich war, in der Belebung des deutschen Geistes den entscheidenden elektrischen Funken zu treffen. Joseph II. war gewiß kein gewöhnlicher Mensch; was er für seinen Staat erstrebte, war verständig, zusammenhängend, den Bedürfnissen der allgemeinen europäischen Bildung entsprechend; er wollte wie Richelieu, wie Ludwig XIV., wie Friedrich II., den Staat zu einer absoluten Macht erheben, alle brauchbaren Kräfte des Volks in seinen Dienst ziehen, den übrigen, die ihn nicht störten, freien Spielraum gewähren. Dasselbe wollte Friedrich, aber während ihm der Jubel und die Begeisterung seines gesammten Volkes, der Beifall Deutschlands und Europas entgegenkam, begegnete Joseph nur Kälte, Abneigung, heftigem Widerstand, endlich allgemeinem Haß. Es reicht nicht aus, einen großen Willen zu haben, um einen neuen Staat zu schaffen, ein neues Princip in die Geschichte einzuführen. Auch daß Friedrich persönlich bedeutender war, als sein Nebenbuhler, entscheidet die Sache noch nicht, der Hauptpunkt ist, in Friedrich verkörperte sich der preußische Geist zu seiner genialsten Erscheinung, Joseph hatte nichts vom österreichischen Geist. Der österreichische Geist fand seinen Ausdruck in Metternich. Metternich hat sein Princip übertrieben und deshalb in mancher Beziehung schädlich gewirkt, aber auch er war kein kleiner Mensch, und er verstand die Natur seines Staats besser, als die Männer von 1848.

Einen Wechsel in der Politik findet man bei beiden Staaten, auch in Oestreich zeigen sich fortwährend liberale, reformatorische Velleitäten, aber sobald sich das Gleichmaß herstellt, tritt in beiden der ursprüngliche charakteristische Geist hervor. Preußen, das Kind der Reformation, des Staatsabsolutismus, der Aufklärung, reformirt, sobald es zur Besinnung kommt, während Oestreich, an den Katholicismus geheftet und aus einer Conglomeration der verschiedenartigsten einander widerstrebenden Elemente hervorgegangen, in dem gleichen Fall die conservative Fahne aufsteckt. Oestreich ist in diesem Augenblick in der glänzendsten Phase des Reformirens, und doch schließt es das Concordat und doch beschränkt es die Presse, jetzt, wo alle Schrecken der Revolution längst überwunden sind. Die Geschichte ist doch eine stärkere Macht, als man glaubt. Friedrich hat seinen Staat geschaffen, aber nicht aus dem Nichts, und seine Schöpfung ist nicht in Nichts zerflogen. In den Zeiten der höchsten Noth hat man nicht bloß die bürgerliche Frei-

heit hergestellt, nicht blos die Verwaltung solid organisirt, man hat Berlin zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland gemacht. Daß unter den Männern, an welche sich die Wiedergeburt Preußens knüpft, Stein, Blücher, Gneisenau, Humboldt, York, Schön, Niebuhr, Schleiermacher u. s. w. einige von Geburt nicht zu Preußen gehörten; thut nichts zur Sache; feiert doch auch Oestreich mit Recht in Prinz Eugen den östreichischen Helden.

Es sind grade hundert Jahre her, daß die schwarzweißen Fahnen, wenn auch gegen Deutsche, doch zur Ehre des deutschen Namens sich unsterblichen Ruhm erworben haben, man lese die lebensvollen Bilder, die Professor Kuhn von den Schlachten bei Kollin und Leuthen entwirft; welcher Deutsche wird nicht warm, wenn sich die Heldengestalt Friedrichs vor seiner Phantasie entfaltet! Consistorialrath Stahl und Redacteur Wagener haben zwar in Zeiten allgemeiner Verwirrung die schwarzweiße Fahne aufgesteckt, aber das ist noch kein Zeichen, daß sie ihnen wirklich zukommt. Friedrich ist der Genius des preussischen Staats: specifisch preussisch ist, was seinem Geist entspricht, nicht das Gegentheil. Die Preußen sind, wie Vincke in der Paulskirche ganz richtig bemerkte, deutsch, und sie wissen es auch; sie wissen, daß sie nichts sind, wenn sie nicht deutsch sind; und die schwarzweißen Fahnen, die in Fehrbellin, in Rossbach, in Leipzig und Waterloo zu Ehren Deutschlands geweht haben, werden auch in der Zukunft ihrer Geschichte keine Schande machen.

J. S.

Correspondenzen.

Konstantinopel. — 25. December 1857. Die Verhandlungen über den Suezkanal, aus Anlaß deren Herr Ferdinand de Lesseps hierher kam, rücken mehr und mehr ihrem Ende entgegen, und es scheint keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß Napoleon III. im nächsten Jahre Frankreich mit der Nachricht von ihrem Schluß und der, wenn auch ein wenig modificirten Annahme des französischen Projectes durch die Pforte wird überraschen können. Am letzten Sonnabend gab Ali Pascha, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus Anlaß der Anwesenheit des vorgedachten französischen Staatsmannes ein glänzendes Diner, zu dem alle Mitglieder sowol der Gesandtschaft des Herrn von Thouvenel, wie auch des osmanischen Cabinets eingeladen waren. Neben dem genannten Chef der französischen Legation saß der Großvezier Reschid Pascha, und beide unterhielten sich auf das freundlichste miteinander. Wol mit Recht zieht man daraus den Schluß, daß nach der Abreise Lord Redcliffes das gute Einvernehmen zwischen den beiden einander lange feindlich gegenübergestandenen bedeutenden Männern vollkommen wieder hergestellt worden ist. Was man von dem Resultate der über den Suezkanal geführten Unterhandlungen